

Marie-Noëlle Yazdanpanah

Österreich-Ungarn als Labor Europas

Rezension zu William M. Johnston: Zur Kulturgeschichte Österreichs und Ungarns 1890–1938. Wien/Köln/Graz: Böhlau 2015

Die gesamte Kultur der Habsburgermonarchie zu betrachten, anstatt sich nur mit Entwicklungen entweder in „Wien um 1900“ oder „Budapest um 1905“ zu beschäftigen, und eine vergleichende Perspektive auf die letzten Jahrzehnte Österreich-Ungarns zu werfen, ist der Anspruch von William M. Johnstons im Böhlau-Verlag erschienenem neuen Buch *Zur Kulturgeschichte Österreich Ungarns 1890–1938*. Der amerikanische Historiker, dessen Forschungsschwerpunkt auf der Kultur der Habsburgermonarchie liegt, begibt sich hier auf die Suche nach Spuren von Gemeinsamkeiten in der Kultur- und Geistesgeschichte der beiden Reichshälften und fragt nach deren Nachwirken in den ehemaligen Staaten der Monarchie bis 1938.¹ Akribisch unternimmt er eine Bestandsaufnahme der bisher veröffentlichten Forschungen, die jene von Johnston geforderte Gesamtperspektive einnehmen. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass erstens ein Großteil dieser – bisher vor allem von ost- und südosteuropäischen Wissenschaftler_innen unternommenen – Ansätze bisher kaum bzw. zu wenig zur Kenntnis genommen wurden und diese zweitens vorrangig in Artikeln statt in selbständigen Werken publiziert worden sind. Diese will er nun verstärkt in den Blick rücken und in die Geschichtsforschung zur Habsburgermonarchie integrieren.

Im ersten Teil stellt Johnston diese zu wenig beachteten „zukunftsweisenden Historiker“ (wie Moritz Csáky, Ákos Moravánsky, Wolfgang Grassl und Barry Smith, Virgil Nemoianu, György M. Vajda, Endre Kiss oder J. P. Stern), die Pionierarbeit auf dem Gebiet der Doppelmonarchieforschung geleistet hätten, in den Mittelpunkt und verknüpft sie mit eigenen darauf aufbauenden Analysen. Gemeinsam ist diesen Ansätzen der von Johnston geforderte neue Blick, das Entwickeln neuer Kategorien, die Herstellung von Querbezügen zwischen Disziplinen und Regionen bzw. das Augenmerk auf zentrale Topoi der Kultur der Habsburgermonarchie (z.B. Hybridisierung, Pluralismus, Multiethnizität). Das Zusammenleben der verschiedensten Identitäten sehen diese Forscher_innen weniger unter

¹ Anders als in seinen früheren Werken *Österreichische Kultur- und Geistesgeschichte* (1972, deutsch 1974) und *Der österreichische Mensch* (2009).

dem Aspekt des unlösbaren Konfliktes und der Auflösung der Monarchie, vielmehr interpretieren sie Multiethnizität als Chance und fokussieren auf innovative Praktiken sowie vielfältige kulturelle Entwicklungen, die aus dieser Diversität überhaupt erst entstehen konnten.

Ausgehend von den Studien des Sozialhistorikers Charles S. Maier, der die Habsburgermonarchie als „kulturelles Ökosystem“ sieht, befasst Johnston sich mit „Territorialität“ versus „Transnationalität“. Die Habsburger hätten im „Zeitalter der Territorialität“ (1860–1960) statt auf die Vorstellung des „eingegrenzten politischen“ und damit Identitätsraums auf die ältere Idee der von einer Dynastie ausgeübten Souveränität gesetzt. Innerhalb der Monarchie gelte es aber zu differenzieren, denn während in der ungarischen Reichshälfte nach 1867 mit einer forcierten „Magyarisierung“ versucht wurde, den Territorialitätsgedanken durchzusetzen, lebten die verschiedenen Ethnizitäten an den Rändern der österreichischen Hälfte, insbesondere in der Bukowina und im Banat, einvernehmlich miteinander, vor allem, weil sie „nationalistische Agitatoren weitestgehend mit Nichtbeachtung strafte“ (74). Johnston greift in diesem Zusammenhang das von dem aus Rumänien stammenden Literaturwissenschaftler Marcel Cornis-Pope entwickelte Konzept der „marginozentrischen“ urbanen Kultur auf, die in „von den Metropolen meist wenig wahrgenommenen“ provinziellen städtischen Zentren „an den äußersten Flanken des Habsburgerreichs“ als „Schwellenstädte“ und „Magnetfelder“ für mehrere Kulturen dienten (ebd.). Diese marginozentrischen Städte und das in ihnen erzeugte Bewusstsein war „grenzübergreifend“, hier wurde die in Böhmen und anderswo gestellte Forderung nach einem eigenen „eingegrenzten politischen Raum“ ignoriert: „Ihr Ideal einer Kultur war stattdessen ein nicht-territoriales, das in einem marginozentrischen Bewusstsein wurzelte. Ihr Anliegen war das Herstellen einer lokalen Ausgewogenheit innerhalb jenes Ökosystems der Ethnizitäten, das die Doppelmonarchie darstellte.“ (79) Dieses marginozentrische Bewusstsein existierte in vielen Nachfolgestaaten der Monarchie noch nach 1945 und zum Teil bis heute. Doch sowohl dieses Fortwirken als auch das interethnische Gleichgewicht an den Rändern der Monarchie sei in der Forschung weitgehend ignoriert worden.

Die ebenfalls kaum zur Kenntnis genommenen Ansätze Wolfgang Grassls und Barry Smiths denken in ihren laut Johnston hochkomplexen Analysen das Konzept des Marginozentrismus weiter und

fragen davon ausgehend nach den Gemeinsamkeiten wie Bedingungen österreichischer und ungarischer Kreativität (vergleichbare, auch Ungarn in das „Ökosystem“ der habsburgischen Kultur miteinbeziehende Forschungen gehen auf Moritz Csáky zurück). Die Kreativität, die für Grassl und Smith ausschlaggebend ist, sei besonders innovativ in ethnisch diversen Regionen. Doch sei dabei weniger die Verschiedenheit der Elemente als das Kreuzen und Verknüpfen von unterschiedlichen Bezugssystemen (Kultur, Traditionen, Praktiken) charakteristisch. Die aus den Fusionierungen entstandenen kulturellen Produkte markierten nicht nur neue Kombinationen von Vorhandenem, sondern seien Ausdruck neuer Formen – die Fusionierungen von Bezugssystemen ließen den Bereich der Kunst, Musik, Philosophie quasi explodieren. Auf der anderen Seite wären dadurch Ansätze zu Reformen erstickt worden – Erfolg wie Scheitern sei von Vornherein in den pluralistischen Systemen angelegt.

Pluralität, Heterogenität, methodologische Vielfalt charakterisiert der Kulturhistoriker Moritz Csáky als die Merkmale Österreich-Ungarns: Höhepunkt dieser Kultur sei die Operette mit ihrem – auch – die Ethnien versöhnenden Potenzial. Heterogenität sei jedoch besonders in den urbanen Zentren der Monarchie aufgrund der Dichte und Enge vielfach als bedrohlich erlebt worden. (Csáky verankert hier den Ursprung des Protofaschismus und Nationalismus in Österreich [94]). Darum sei es wichtig, die „Krisenanfälligkeit“ dieser Kultur zu berücksichtigen und Mitteleuropa als „Konzept polymorpher, hybrider Kulturen“ zu verstehen, ohne es naiv – und darauf verweist auch Johnston im zweiten Teil des Bandes – zu glorifizieren. Ein „Realitätstest“ bezüglich der Zukunft des „Multikulturalismus“ sei nötig, sonst folge Ernüchterung. Vielleicht deshalb, so ein (doch recht kleinlicher) Seitenhieb Csákys und Johnstons, zitierten anglo-amerikanische Vertreter der Cultural Studies kaum Fallstudien aus der Habsburgermonarchie (95).

In mehreren Kapiteln rekurriert Johnston auf den – in seiner eigenen Forschungsarbeit sehr wichtigen – Idealtypus des „Österreichischen Menschen“. Dieser sei vor allem in der multinationalen, multiethnischen Armee und einem „übernational“ denkenden Beamtenapparat, mittels derer die Habsburgermonarchie sich nach Charles S. Maier den Forderungen nach Territorialität zu entziehen versuchte, beheimatet gewesen. Bei den Habsburgerapologeten der Zwischenkriegszeit wie Hugo von Hofmannsthal oder Franz Werfel wurde er zu einer idealtypischen, transnationalen und deshalb für die Vermittlung zwischen den Ethnien besonders geeigneten Figur stili-

siert. Johnston spricht hier zwar von einer Mythisierung, doch „[d]iese Repräsentanten des Österreichischen Menschen im höheren Staatsdienst waren das, was wir heute ein soziales Kapital nennen, das sich dazu eignete, ethnische Rivalitäten zu zügeln“ (49). Und der Diskurs um den Österreichischen Menschen hätte immerhin ein „gewisses Maß an kultureller Kontinuität“ (55) in der Übergangszeit nach dem Ersten Weltkrieg gesichert.

Diese Kontinuität, das Weiterleben pluralistischer, transnationaler Ideale nach 1918 sieht Johnston durch das Schulsystem der Habsburgermonarchie gewährleistet (hier führt Johnston die im dritten Kapitel dargestellten Forschungen des in Rumänien geborenen Literaturwissenschaftlers Virgil Nemoianu zur „mitteleuropäischen Bildungsethik“ aus). Nach Nemoianu war die alle Regionen und Ethnien erreichende Bildungsethik ein Garant dafür, dass die Kultur der Doppelmonarchie als einheitliches Ökosystem bestehen konnte. Dieses in den Gymnasien gelehrt verbindend und mäßigend wirkende Bildungsprogramm interpretiert Johnston neben dem Marginozentrismus als eine weitere Grundlage für die miteinander kommunizierenden und Kulturelemente verschiedener Ethnien aufgreifenden innovativen Kulturen der Doppelmonarchie. Besonders hier beschleicht einen das Gefühl, Johnston selber idealisiert den heimatlosen, weil transnationalen österreichischen Menschen, den Habsburgerstaat mit seinem Pluralismus und seiner durch verschiedenste Kreuzungen entstandenen hybriden Kultur und beschönigt dabei die doch vielfältigen Probleme Österreich-Ungarns. Mit Bezügen u.a. zu Csáky und besonders im 12. Kapitel des Bandes, in dem Johnston sich der zeitgenössischen Kritiker Österreich-Ungarns wie Karl Kraus, Endre Ady oder Miroslaw Krleža annimmt, wird dieser Verdacht endlich entkräftet.

Neben diesen „Negativen Einschätzungen“ (Kapitel 12) der Monarchie behandelt Johnston im zweiten Teil („Wegweisende Themen“) weitere Bereiche, die bisher zu wenig Beachtung gefunden hätten und ein großes Potenzial für zukünftige Forschung darstellen: die Psychoanalyse und der Austausch zwischen Sigmund Freud und Sándor Ferenczi, der wesentlich zur Popularisierung von Freuds Theorien in Ungarn beitrug; die Überlegung, ob und inwiefern Ähnlichkeiten zwischen Österreich-Ungarn und dem ebenfalls multiethnischen, kulturell vielfältigen Russland festgestellt werden können sowie die „Unklassifizierbarkeit“ vieler Künstler_innen, Intellektueller bzw. Forscher_innen Österreich-Ungarns.

Johnston verfasst eine Kulturgeschichte, die besonders in der ersten Hälfte einen sehr wohlwollenden Blick auf die Habsburgermonarchie und das Fortwirken ihrer Kultur wirft. Politische Kontexte werden oft nur angedeutet, zum Teil ausgelassen (z.B. wird für Österreich nicht erwähnt, dass Hofmannsthal zumindest nach 1933 im Kontext einer Diktatur zu verorten ist) und die Monarchie zumindest in Teilen als mögliches Vorbild für Europa interpretiert. Doch besonders in der zweiten Hälfte wird das konservative Ideal des „Österreichischen Menschen“ einer kritischen Analyse unterzogen und in Bezug auf die Doppelmonarchieforschung statt Idealisierung Ausgewogenheit eingefordert. Die notwendige Berücksichtigung von Monarchiekritikern (12. Kapitel) verlangt nach einer Neueinschätzung dieses Erbes und einer eventuellen Revision der Forschung, die diese negativen Diskurse weitgehend außer Acht gelassen und die Kultur Österreich-Ungarns fast nur positiv bewertet hätte. Die Erforschung des Pluralismus und der Innovationskraft in Literatur und Wissenschaft, das Aufzeigen der vielfältigen Parallelen in Architektur und Musik (Operette) soll keinesfalls zu einer Beschönigung der letzten Jahrzehnte der Monarchie führen, die zwar ein riesiges, anregendes kulturelles „Labor“, doch politisch unproduktiv war. Vielmehr sollten die Stärken und Schwächen der Monarchie berücksichtigt werden (279). Die Leitha, der Grenzfluss zwischen den beiden Reichshälften müsse zu einem „Fluss der Erinnerung“ und die Kultur beider Regionen als eine – vielfältige, diverse, aber zusammengehörende – interpretiert werden.

Johnstons *Kulturgeschichte Österreichs und Ungarns* bietet eine gute Grundlage dafür, die umfangreiche kommentierte Bibliografie, organisiert nach den drei Forschungsrahmen Österreich (inklusive Wien um 1900, Ungarn [mit Budapest um 1905] und Doppelmonarchieforschung), gibt einen wichtigen Überblick zum aktuellen Forschungsstand. Johnston verarbeitet eine Vielzahl an Beispielen aus Literatur, Psychoanalyse, Architektur, Philosophie, Musik aus verschiedensten Regionen der Habsburgermonarchie, rückt so die im deutschsprachigen Raum oft wenig zur Kenntnis genommene ungarische (zum Teil auch die galizische) Kultur in den Blick und überzeugt insgesamt auch durch die detaillierte Analyse neuerer Forschungsansätze zur Kultur der Doppelmonarchie.

Die Rezension erscheint demnächst auf Ungarisch in *Filológiai Közlöny* (Philologische Mitteilungen, Vierteljahresschrift der Kommission für Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften), 2015, H. 4.